

# 1. Bericht

15.10.2012

Hier eine kleine Sammlung von Erfahrungen und Beobachtungen aus Togo, zusammen mit ein paar Hintergrundinformationen. Die meisten Informationen habe ich in Gesprächen mit Togolesen bekommen und nur die wenigsten stammen aus dem Internet. Es kann also gut sein, dass einige Informationen die subjektive Meinung einzelner Togolesen wieder geben. Aber vielleicht ist es mir möglich, falls dies der Fall sein sollte, diese durch eigene Erfahrungen im Laufe des kommenden Jahres zu ergänzen oder zu widerlegen.

Als ich am 16. September 2012 in Lomé, dem einzigen internationalen Flughafen von Togo, aus dem Flugzeug stieg, blieb die erwartete Hitzewelle aus. Es dämmerte bereits, schließlich war es schon kurz nach 18<sup>00</sup> Uhr. Den Sonnenuntergang hatte ich noch im Flugzeug erleben dürfen. So war die Temperatur bereits auf angenehme 22°C gesunken. Anders als man es in den meisten europäischen Flughäfen gewöhnt ist, steigt man mithilfe von Treppen aus dem Flugzeug und wird dann mit einem Bus zum Flughafengebäude chauffiert.

Der Flughafen in Lomé wurde noch vor der Unabhängigkeit Togos (1960) gebaut um es dem Präsidenten zu ermöglichen seine Staatsgäste zu empfangen. Seit dieser Zeit wurde er zwar vergrößert, ist aber nach wie vor noch sehr einfach. Dies rührt wahrscheinlich von dem geringen Tourismus in Togo her. In Deutschland habe ich nicht mal einen vernünftigen Reiseführer (auf Deutsch) über Togo gefunden und in Westafrika Reiseführern nimmt Togo oft auch nur wenige Seiten ein.

Da die Geldfieberimpfung bei der Einreise nach Togo Pflicht ist, gibt es neben dem Wartebereich vor der Passkontrolle einen kleinen Sanitätsraum in dem, falls kein Impfnachweis vorgezeigt werden kann, geimpft wird.

Auffällig ist das große an einer Mittelsäule befestigte Plakat des derzeitigen Präsidenten (Faure Gnassingbe) in Militäruniform. Anscheinend, wenigstens soweit ich es ersehen konnte, hing in nahezu jedem Zimmer ein Portrait von ihm.

Faure Gnassingbe ist der Sohn des ehemaligen Präsidenten Eyadema Gnassingbe, der 1967 die Macht übernahm und nach und nach alle politischen Parteien auflöste oder ihnen zumindest ihre Macht entzog. Er regierte 38 Jahre lang und galt als sehr strenger Diktator. Während seiner Herrschaft verschwanden immer wieder Regimegegner ohne dass von ihnen je wieder etwas gehört wurde. Es gab keine Todesurkunden oder wurden jemals Leichen gefunden. Auch Folterungen in diversen Gefängnissen waren Berichten zufolge keine Seltenheit. 2005, als Eyadema Gnassingbe starb setzte das Militär einen seiner vielen Söhne als Regenten ein. Daraufhin kam es in Lomé zu heftigen Unruhen, die mehrere hundert Tote forderten. Durch internationalen Druck trat Faure Gnassingbe jedoch wieder zurück und rief Wahlen aus. Diese Wahlen, welche laut Angaben der Opposition gefälscht wurden, bestätigten seine Präsidentschaft. Aussagen von Togolesen zufolge, mit denen ich bisher Kontakt hatte, einige davon sind auch regimekritisch, ist Togos neuer Präsident allerdings um einiges demokratischer als sein Vater.

Als ich das Flughafengebäude verließ, war es bereits stockdunkel. Lomé bei Nacht ist schon etwas besonderes. Autos sind klar in der Minderheit und es gibt viele Taxis, die sich teils in katastrophalem Zustand befinden. Ich bin bereits in einem mitgefahren, bei welchem bei jeder stärkeren Kurve die rechte Vordertüre aufklappte, so dass die zwei Personen auf dem Beifahrersitz ständig Gefahr liefen hinauszufallen, sollten die Kurven zu eng werden. Dominierend aber sind Motorräder und Roller, wobei auch davon die meisten s.g. „Mototaxis“ sind. Am Straßenrand reihen

sich kleine Stände aneinander, die mit Wellblechdächern oder Dächer aus Decken und weiter außerhalb der Stadt auch Palmwedeln gedeckt sind. Jetzt waren viele von ihnen mit einer Vielzahl von kleine Neonlichtern erhellt. Dennoch konnte ich oft nicht genau erkennen, was dort eigentlich verkauft wurde. Obwohl mir immer wieder gesagt wird, dass nach Einbruch der Dunkelheit, also halb sieben bis sieben Uhr, es draußen wegen der hohen Kriminalität sehr gefährlich sei, herrschte noch reger Betrieb. Viele Menschen waren unterwegs, unterhielten sich oder liefen in kleinen Gruppen am Straßenrand entlang. Die Stände gibt es nicht nur an den Hauptstraßen, wenn dort auch vermehrt, sondern auch in den kleineren abgelegeneren Straßen. Dort sind die meisten aber nachts verlassen, oder zumindest unbeleuchtet, was ihnen ein etwas gespenstisches Aussehen verleiht.

Erst in den nächsten Tagen konnte ich erkennen, warum wir am ersten Abend meist so langsam gefahren waren. In Lomé gibt es nur eine begrenzte Anzahl von geteerten Straßen. Der Rest besteht aus Sand in rötlich-brauner bis grauer Farbe. Die geteerten Straßen aber sind häufig durchbrochen von riesigen Schlaglöchern, die sich teilweise über die gesamte Fahrbahnbreite hinziehen können und eine beträchtlichen Tiefe, teilweise über 30 cm, haben. Diese Schlaglöcher werden selten repariert, werden aber mit den meist starken Regenfällen weiter sehr schnell ausgewaschen, und so oft stark vergrößert, weil der Teer unterhöhlt wird und einstürzt. Diese Straßenschäden beruhigen den Verkehr ganz natürlich. Dies ist aber auch notwendig, da Geschwindigkeitsbegrenzungen sowie andere Verkehrsregeln oft nicht beachtet werden. Es gibt sowieso kaum Schilder, nach denen man sich richten könnte und Ampeln sind auch nur an den großen Straßen in betrieb. Hinzu kommt, dass, wenn man den Taxifahrern über die Schulter schaut, egal ob Autos oder Motorräder, meist die Geschwindigkeitsanzeigen nicht funktionieren. So wird beschleunigt so schnell man kann, für die Taxifahrer ist Zeit schließlich Geld, bis man bei der nächsten Kreuzung oder bei dem nächsten Schlagloch eh wieder bremsen oder gar ganz anhalten muss.

Das geteerte Straßennetz und die Pläne für die Urbanisierung von Lomé stammen oft noch aus der Zeit der Deutschen (diese verloren 1914 die Gebiete der Kolonie Togoland an die Engländer und Franzosen). Seitdem ist der Straßenbau anscheinend sehr zurück gegangen und selbst die wichtigen Verbindungsstraßen wie etwa die Rue internationale (diese Straße verläuft einmal quer durch Togo von Süden nach Norden) sind stark beschädigt.

Die Landschaft hier kann man weder mit Urwald noch mit Savanne richtig beschreiben. Am nächsten kommt man ihr jedoch, wenn man sie sich als Savanne mit vielen, vielen Bäumen und ebenso vielen Palmen vorstellt. Um die Stadt herum ist es noch sehr grün, aber etwas weiter weg ist es im Moment noch teilweise eher braun. Jedenfalls waren das meine ersten Eindrücke, als wir am dritten Tag zu meiner Dienststelle auf dem Land fuhren. Es ist eine leicht hügelige Landschaft. Allerdings gibt es keine wirklich großen Hügel, sodass man relativ weit Blicken kann, obwohl es trotz meist blauen Himmels am Horizont etwas diesig ist.

Der Strand hier in Lomé sieht zwar vom Standboulevard ganz schön aus, aber so wirklich mag man ihm nicht zu nahe kommen. Einige Abwasserkanäle führen direkt auf den Strand. Außerdem ist er öffentliche Toilette für alle Obdachlosen und auch sonst jeden der sich tagsüber erleichtern muss. Man sieht die Kloake zwar nicht und riecht sie auch nicht, aber das Wissen alleine macht den Strand etwas abstoßend. Es ist abends auch die gefährlichste Gegend. Für viele Togolesen scheint der Strand jedoch keinesfalls widerwärtig. Dort wird Sport gemacht, und wenn man Vormittags vorbeifährt, kann man teilweise bis zu 10 und mehr Personen an einem dicken Tau ziehen sehen. Anfangs war mir nicht klar, was sie dort machen, bis ich darauf kam, dass sie Fischernetze an Land ziehen. Lustig ist es auch bei Dunkelheit an dem Standboulevard entlang zu fahren. Aufgrund der Angst vor Piraten, liegen viele der großen Schiffe sehr nah am Hafen vor Anker. Bei Nacht, wenn alle ihre Beleuchtung angeschaltet haben, kann es aussehen als sei der Strand nur das Ufer eines

großen Flusses, von dem aus es möglich ist das gegenüberliegende Ufer zu erkennen. Erst letzte Woche wurde, so weit ich informiert bin, ein russischer Öltanker vor der Küste gekapert.

Wenn man aber ein kleines Stück aus Lomé hinausfährt, z.B. in Richtung Benin, findet man schon sehr schöne Strände. Dort kann man dann sogar Abschnitte finden, die frei von Plastiktüten sind. Hier kann es dann wirklich idyllisch sein. Ein paar kleine Häuser mit Palmwedeln gedeckt unter Kokospalmen und vor sich das mehr Meer, was meist weit hinaus einen recht flachen Strand hat. Obwohl es der Atlantik ist, zeigt er sich hier jedoch meist von einer sehr ruhigen Seite. Allerdings habe ich mir erzählen lassen, dass das gute Strand-Ambiente Richtung Ghana noch weiter zunimmt, wobei die schönsten an der Elfenbeinküste zu finden sein sollen. Aber auch hier am Coco Beach, einem kleinen Restaurant am Strand, lässt es sich einwandfrei aushalten. Diese Stelle ist auch nur ca. eine halbe Stunde mit dem Taxi von Lomé entfernt.

Eine Eigenheit vieler Menschen hier ist, dass auch, wenn sie für mich nicht ersichtlich einer Tätigkeit nachgehen, sie doch immer beschäftigt sind. Dazu kommt, dass oft viel mehr Menschen unterwegs sind als z.B. in europäischen Großstädten. Aber obwohl es ein sehr geschäftiges Treiben ist und oft auch sehr laut, machen die Menschen einen weniger gestressten Eindruck als ich es von zu Hause gewohnt bin.

In Lomé liegt die Arbeitslosigkeit aufgrund einer bestehenden Landflucht bei fast 65%. Die Schwierigkeit Arbeit zu finden, liegt anscheinend auch darin, dass bei Beförderungen oder Einstellungen oft die „Farbe“ also die Parteizugehörigkeit oder allein schon die politische Meinung mit ausschlaggebend sein kann. So kann es sein das bestimmte Stellen an weniger qualifizierte Arbeiter gehen, nur weil diese die „richtige“ politische Einstellung haben. Laut einigen Aussagen die ich in der letzten Woche hier aufgeschnappt habe, hat der Präsident welcher dem Volksstamm der Kabye angehört, viele Posten in der Politik und im Beamtentum an Angehörige der Kabye vergeben und teilweise sogar Beamte, welche anderen Stämmen angehören, entlassen bzw. diese ersetzt. Diese Art der Vetternwirtschaft wird von einigen Togolesen stark angeprangert. Allerdings sind mir bisher nur ältere begegnet, die diese Situation in dieser Weise wahrnehmen. Auch nur diesen Personen fallen zum Beispiel die Unterschiede der togolesischen Regierung zu anderen Regierungen der Nachbarländer wie z.B. Ghana auf. Viele der jüngeren sehen immer nur den Vergleich zu Europa und sind der Meinung, dass es halt „typisch afrikanisch“ sei, solch eine Art von Regierung zu haben. Natürlich treffen diese Aussagen nur für einzelne Personen zu, aber eben diesen Personen bin ich letzten Freitag im Goethe Institut begegnet und dies waren Themen über die wir diskutierten.

Wichtig ist auch, dass man hier nicht von Afrikanern redet, sondern von Togolesen, wenigstens ist es mir, als mir dieser Ausdruck einmal herausrutschte, dies zwar nachgesehen, aber doch verbessert worden. Allerdings scheinen sich die jüngeren Generationen teilweise mehr mit Afrika im gesamten, als mit den einzelnen afrikanischen Ländern zu identifizieren. Dies ist zwar nicht immer der Fall, aber z.B. bei der oben erwähnten Diskussion, haben die jüngeren immer von „uns Afrikanern“ gesprochen, während die älteren von sich als Togolesen geredet haben. Dennoch nennen viele, wenn man sie fragt als was sie sich fühlen, natürlich ihr Geburtsland.

Wenn man sich in eines der Straßenlokale setzt, die es fast überall gibt, kann man bestimmte Dinge feststellen, die einem anfangs fremd anmuten können, nach einiger Zeit jedoch zum alltäglichen Bild dazugehören. So etwa werden Gegenstände, egal welcher Art, meist auf dem Kopf getragen. Dabei kommt es nicht darauf an, ob ein Mann oder eine Frau etwas tragen muss und anscheinend auch nicht wie groß, schwer oder unhandlich der Gegenstand sein mag. Wenn es nur irgendwie geht wird alles auf dem Kopf getragen. Dazu wird ein kleines Tuch oben auf der Kopfmitte zu einem

Ring gelegt, auf welchem dann die Gegenstände eine gerade Standfläche finden. Ich habe schon sowohl einzelne Fanta-Dosen als auch ineinander gestapelte Waschzuber oder ganze Pyramiden von Gemüse und Obst gesehen, welche so transportiert wurden.

Eine weitere Beobachtung, die mich anfangs befremdet hat, ist die Art und Weise des Essens. Es gibt nämlich in den meisten Straßenrestaurants keine Teller, sondern kleine Metallschalen in denen das Essen serviert wird. Daneben befindet sich auf jedem Tisch eine Wasserkanne oder sie wird je nach Bedarf von einem Tisch zum anderen gereicht. Zusätzlich findet man auf nahe zu jedem Tisch eine kleine Wasserflasche mit dickflüssiger grüner oder durchsichtiger Flüssigkeit darin oder kleine Schalen mit verschiedenfarbigem Pulver, außerdem gibt es überall große Metallschalen (oft über 50 cm Durchmesser). Aber wozu das alles; ganz einfach zum Händewaschen. Bevor man isst, wäscht man sich die Hände aus dem einfachen Grund, es wird mit der Hand gegessen. Allerdings gilt es als unschicklich die linke Hand zu gebrauchen, wobei auch das kein Problem ist, wenn z.B. das Fleisch sonst nicht festzuhalten ist. Etwas ungewohnt schaut es nach wie vor für mich aus, wenn dort Männer in feinen Anzügen und Goldarmbändern ihr Essen mit der Hand essen. Allerdings mit einer derartigen Raffinesse, dass sich selten irgendjemand befleckt. Dies, obwohl das Standardgericht aus einer Sauce mit Ziegen- oder Schaffleisch und dazu Yams, Maniok, Reis oder Pâte (Maisteig) besteht. Yams bekommt man in verschiedensten Zubereitungsarten. Die wohl verbreitetste ist Fufu. Das ist Yams gestampft, bis es eine weißliche Masse, etwa wie Kartoffelpüree aus der Packung, aber viel klebriger, eher teigartig ist. Die Sausen sind äußerst scharf. Aber es ist eine andere Schärfe, als ich aus Deutschland gewohnt bin. Es ist, wenn man sie isst, fast als hätte man Sodbrennen, denn es brennt weniger im Mund, sondern in der Speiseröhre. Aber man gewöhnt sich schnell daran. Mir schmeckt es vorzüglich. Auch an das Essen mit den Fingern kann man sich sehr schnell gewöhnen und nach einigen kläglichen Versuchen, ist es auch kein Problem mehr sich nicht komplett zu beklecksen.

Je nachdem wo man isst, kommen häufig Bauchladenverkäufer vorbei und versuchen einem alles nur erdenkbare zu verkaufen, angefangen von Taschentüchern, die selbst Togolesen, welche im Essen mit den Fingern geübt sind, oft nach dem Essen nicht verachten, über CDs, DVDs, Zeitungen oder auch Sportutensilien, oder gar elektronische Geräte. Oft lassen sie sich mit einem leichten Kopfschütteln davon überzeugen, dass man nichts kaufen will, aber auch wenn sie noch einige Zeit stehen bleiben, sind mir bisher nur wenig aufdringliche Verkäufer begegnet.

Einkaufen ist sowie so etwas, das mir anfangs etwas schwer gefallen ist. Es gibt zwar genauso Läden wie in Deutschland auch, aber die Supermärkte sind rar, oder sagen wir so, sie sind äußerst schwer zu finden. Anfangs sieht man überhaupt keine. Dann, wenn man sein Auge langsam darauf geeicht hat, fallen einem immer mehr auf. Aber generell sind diese sehr teuer. Man kann sich dort zwar meist nach europäischem Standard alles kaufen, was man benötigt, aber sie sind sehr, selbst für europäische Verhältnisse, sehr teuer. Aus diesem Grund gehen viele Menschen zu den Straßenmärkten. Der wohl größte davon ist der Grand Marché in Lomé. Er erstreckt sich, gefühlt, über ein ganzes Viertel. Auf ihm bekommt man alles, von Lebensmitteln über Elektronik, Touristensouvenirs, Kleidung, Haushaltsgerätschaften bis zu Einrichtungsgegenstände. Aber es ist teilweise etwas kompliziert die Dinge zu finden, die man sucht, da sich für mich bisher noch keine Struktur zu erkennen gegeben hat, was wo zu finden ist. Natürlich darf man dort keinen einzigen Preis akzeptieren wie er ist. Es wird immer gehandelt und selbst wenn ich nun ungefähr weiß wie viel etwas kosten darf, komme ich meist nie so billig davon wie Einheimische. Hinzukommt das Problem der Umrechnung. Bei einem Wechselkurs von 1€ zu 655,957 CFA fällt es mir manchmal nicht so leicht den Preis kurz mit den Preisen in Deutschland zu vergleichen. Dies ist sowieso oft nicht möglich, weil einfach hiesige Produkte viel günstiger sind, die eingeführten Waren aber deutlich teurer.

Allerdings hat man oft keine Zeit beim Einkaufen wirklich zu rechnen, weil man meistens nicht ungestört bleibt. Aufgrund der vielen Stände zu beiden Seiten der Straße ist in der Mitte oft nur eine schmale Gassen ausgespart, was jedoch keine Taxen, ob Autos oder Motorräder, daran hindert so schnell wie nur irgend möglich hindurch zu fahren. Auch Laster bahnen sich ihren Weg durch den Markt und blockieren dabei oftmals den gesamten Verkehr. Hinzu kommt, das stete Hupen der Autos und Motorräder sowie das laute Gefeilsche der Händler und der anderen Kunden.

Anfangs hatte ich das Gefühl, als sei meine Bewegungsfreiheit beinahe gleich null. Dies hat sich aber schnell geändert. Man muss nur wissen, wie das alles funktioniert. Meistens überwindet man die kürzeren Strecken mithilfe von Motorradtaxen und nur für die größeren Distanzen benutzt man Autotaxen. Dies ist einfach zu erklären. Um mit einem Autotaxi genau dahin zu kommen wohin man möchte, muss man es mieten, also ebenso benutzen wie man in Deutschland Taxen benutzt. Aber das ist für hiesige Verhältnisse sehr teuer. Deswegen benutzt man Autotaxen nur an angestammten Strecken. Es gibt bestimmte Plätze von denen sie abfahren. Dort wird man sofort umringt von einem Pulk von Leuten, die lauthals fragen, wohin man denn will. Dann führen sie einen zu einem bestimmten Taxi. Solche Personen bekommen dann von den Taxifahrern Geld dafür, dass sie ihnen die Kunden bringen. Die Taxen fahren aber nicht gleich los, sondern wartet bis mindestens noch 3 weitere Personen, welche in die gleiche Richtung wollen, angekommen sind. Oft sind diese Taxen auch überbesetzt, so dass auf der Rückbank vier Personen sitzen und auf dem Beifahrersitz zwei. Wenn das Taxi voll ist, geht es los. Wichtig ist, dass man vorher vereinbart, welchen Betrag man für eine bestimmte Strecke zu entrichten hat, sonst wird man gnadenlos übers Ohr gehauen. Wichtig ist auch, dass man immer ungefähr weiß, wie viel eine Fahrt in etwa kosten darf, weil man ohne zu handeln immer zu teuer fährt. Anfangs war es für mich sehr schwierig herauszufinden, wo diese Taxen-Haltestellen sind und wo es günstiger ist mit dem „Mototaxi“ hinzufahren. So wirklich genau weiß ich bis jetzt noch nicht Bescheid, aber das kommt auch erst nachdem man ein, zweimal Lehrgeld bezahlt hat.

An sich gibt es auch Busse die bestimmte Strecken regelmäßig befahren. Nur ist es mir bisher schleierhaft, wo genau diese immer halten, geschweige denn, woher ich weiß, wann sie fahren. Diese wären allerdings das wohl günstigste Fortbewegungsmittel, da es in Togo keine Züge mehr gibt. Ab und zu stößt man zwar noch auf ein halb zugewuchertes Gleis, aber Züge fahren kaum noch. Ich habe mir allerdings sagen lassen, dass es noch eine Strecke geben soll, auf der ein Güterzug noch fährt, der letzte seiner Art. Wahrscheinlich darf man sich darunter aber keinen Güterzug in deutschen Ausmaßen vorstellen, sondern viel kleiner.

Die Zugstrecken wurden ebenfalls noch von den Deutschen in Togo angelegt. Während der Zeit der Französischen Besatzung müssen diese Transportwege jedoch stark vernachlässigt worden sein, so dass sie bereits zum Zeitpunkt der Unabhängigkeit kaum noch zu gebrauchen waren.

Der Schulbeginn wurde von der Regierung ja zweimal verschoben, erst auf vom 12. auf den 24. September und dann ein weiteres Mal auf den 8. Oktober. Da die Regierung sich mit den Lehrern nicht über deren Gehalt einigen konnte. Aus diesem Grund brauch ich noch ein bisschen Zeit um die notwendigen Erfahrungen und Erlebnisse in der Schule zu sammeln um den nächsten Bericht zu verfassen.

Gerd Aurbach